

Martin Gross

Das letzte Jahr

**Aufzeichnungen aus einem
ungültigen Land**

Spector Books

Für Doris Ullrich

DAS LETZTE JAHR
Inhaltsübersicht

6–9	MARTIN GROSS	
	Vorwort zur Neuauflage	
TEIL 1	13–84	
	Aufzeichnungen aus einem ungültigen Land	
TEIL 2	85–130	
	In der großen Zeitverschiebung	
TEIL 3	131–188	
	Der eilige Kapitalismus	
TEIL 4	189–278	
	Wer überbrückt die gesetzlosen Zeiten?	
TEIL 5		279–357
	Die Uhren sind gestellt	
JAN WENZEL		358–367
	Ein Jahr von langer Dauer	

Vorwort zur Neuauflage

Ich muss zugeben, ziemlich überrascht gewesen zu sein, als vor kurzem ein Journalist anfragte, ob ich das Buch *Das Letzte Jahr* geschrieben habe (»ja«) und ob ich den Band *Das Jahr 1990 freilegen* kenne (»nein«). Dessen Herausgeber sei schon lange auf der Suche nach mir, weil er einige meiner Aufzeichnungen in sein Buch aufgenommen habe (»aha«).

Das klang ein wenig wie der Traum von der Flaschenpost: Da hatte ich vor ewigen Zeiten ein Buch in das Meer der Neuerscheinungen geworfen, und tatsächlich, nach dreißig Jahren klingelte mein Telefon. Ein Blick ins Internet und ein Kontakt mit dem Verleger Jan Wenzel bestätigten: Ja, er habe bei seinen Recherchen über das Jahr 1990 mein Buch entdeckt – und ja, der Verlag würde gerne eine Neuauflage planen.

Mit der Überraschung des Anrufs ergab sich dann aber sehr schnell die Frage: Ach Gott, was habe ich damals denn genau geschrieben? Das Buch war zwar nicht vergessen, lag aber doch längst im hintersten Keller meiner Erinnerungen. Natürlich wusste ich noch: Das waren Alltagsbeobachtungen aus dem Jahr der Wende, Porträts von so unterschiedlichen Personen wie dem Bewacher eines ehemaligen Stasi-Gefängnisses, dem Filialleiter eines der neuen Supermärkte, den Personenschützern eines Ministers und den Reinigungskräften eines Regierungsgebäudes.

Ich erinnere auch, etwas ziellos in dieses Buchprojekt hineingestolpert zu sein. In den 1980er Jahren schrieb ich an meiner Promotion (die ich später abbrach), an literarischen Texten und an kleinen Beiträgen, die ich in verschiedenen Feuilletons unterbrachte. Im Januar 1990 ergab sich für *Lettre Internationale* eine Reportage über Alltagsszenen der Wende. Dabei entstand dann die Idee – oder eher die Lust – alle anderen Arbeiten liegenzulassen und das Jahr 1990 von Anfang bis Ende festzuhalten. Unklar war, ob in Reportagen (dazu fehlte der Auftraggeber) oder als Buch. Ich entschied mich recht spontan, ohne Konzept, war auf Zufälle angewiesen und vor allem auf Menschen, die bereit waren, mit mir zu reden.

Beim Durchblättern der ersten Kapitel bin ich jetzt immer wieder erstaunt, wie offen die Leute damals waren, wie gesprächsbereit. Ich kam da einfach dahergelaufen, behauptete, ich sei Journalist (West-Journalist) und schon gewährten sie mir Einblicke bis in den hintersten Winkel ihres Alltags. Nein, das war nicht nur Gesprächsbereitschaft, das war Gesprächsbedarf – etwa so, wie man unter dem Schock eines Unfalls unbedingt reden muss, reden, reden, reden und sei es mit einem Fremden, der zufällig vorbeikommt.

Was ich aus nächster Nähe hören und sehen konnte, war, wie es im Detail vor sich geht, wenn ein Staat sich aufgibt, wenn Gesetze umgeschrieben, Hierarchien umgewälzt, Lehrbücher umgewertet und ganze Lebensläufe umgepflügt werden. Weder vorher noch nachher wären solche Einblicke möglich gewesen.

Das war übrigens einer der Gründe dafür, warum ich Personen und Orte anonym gehalten habe. Damals (1990) war nicht absehbar, welches Risiko jemand eingeht, der mir so offen vieles erzählt und manches zeigt. Zu befürchten war allerdings, dass mein Gesprächspartner vielleicht bald manches lieber doch nicht so genau gesagt oder gezeigt hätte.

Personen und Orte zu anonymisieren, bot mir außerdem ein paar Freiheiten: Handlungsstränge konnten gestrafft, die Zahl der Personen reduziert, verschiedene Orte zusammengeführt werden – und das alles ohne lange Erklärungen oder Überleitungen. Ich konnte mich auf die Essentials konzentrieren; frei nach Aristoteles' Devise von der Einheit von Ort, Zeit und Handlung. So gesehen ist *Das Letzte Jahr* also literarisch; das heißt: wahr ist es nicht im Sinne justiziabler Aussagen (die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit), sondern wahrhaftig, wie Literatur eben sein kann.

Allerdings: Wenn ich heute in diesem alten Buch lese, kommt mir der damalige Martin Gross ungefähr so fremd vor, wie die Menschen, die er damals beschrieben hat. Oh je, denke ich manchmal: Klingt diese Ironie (obwohl damals mit Sympathie notiert) nicht doch ein wenig hochnäsig? Und diese Gedankenflüge, driften

sie nicht manchmal etwas waghalsig durch die Sphären? Manche meiner damaligen Notizen würde ich in einer Neuausgabe gerne streichen oder relativieren. Aber das wäre dann ein ganz anderes Buch, also in gewisser Weise eine Verfälschung, denn *Das Letzte Jahr* ist ja nicht nur ein Bericht über das Jahr der Wende, sondern auch über einen Mann mittleren Alters, der da aus einem westdeutschen Wohlstandsgebiet herüberkommt und in ganz bestimmten Kategorien denkt und in gewissen Schablonen wahrnimmt.

Also belassen wir es bei diesem Autor, so wie er damals seine Notizen gemacht hat, manchmal etwas ungerecht oder selbstgerecht – und übrigens auch etwas reichlich selbstbezogen: Da gibt es zum Beispiel die wiederholten Klagen, er habe eigentlich keinen Auftrag, keine Anerkennung, kein klares Ziel. Gut, ja, das war so. Aber diese Depression und dieser Schwebezustand waren ja wohl auch der Seelenzustand vieler Menschen, denen er damals begegnete: Wo ist mein Platz in der neuen Gesellschaft? Und was hat es für einen Sinn, was ich hier mache oder gemacht habe?

Und was der damalige Martin Gross verschweigt: Es war so ganz seine Lebensart, sich treiben zu lassen, in den Tag hineinzuleben, eine graue Maus zu spielen und sich umzusehen. Das war ja auch die Voraussetzung für sein Schreiben. Und insofern ist *Das Letzte Jahr* eben auch die Geschichte eines Autors, der etwas orientierungslos durch das Jahr 1990 stolpert, um Reportagen zu schreiben und wenn möglich irgendwie auch gleich ein ganzes Buch.

Martin Gross, 10. August 2020

1990

Aufzeichnungen aus einem ungültigen Land

[5. JANUAR 1990]

Ich gehe in diesem Land herum wie in einem stillgelegten Bahnhof. Unter dem Glasgewölbe hindurch, an den Fahrplänen und Schaltern vorbei, viel Staub, viel Licht und viel Stille. Dort hinten noch ein paar Leute, die auf den Bus warten. Das unbeschwerte Gehen durch ein Land, das sich aufgegeben hat. Was ich jetzt sehe, ist nicht mehr gültig – oder höchstens noch eine Weile. Unangefochten geht man umher, das Geld, das man ausgibt, die Gebote, die man übertritt, das alles hat nichts mehr zu sagen, es geschieht nur scheinbar. Nur man selbst gehört zur Wirklichkeit und zur Zukunft. Aber ich weiß, auch das ist nur Schein.

[6. JANUAR]

Noch immer gehe ich umher und denke, mein Gott, das müsstest du sehen. Was nützen die Briefe und die Fotos? Was nützt es, wenn du in vier oder fünf Wochen kommst, und alles ist mir schon alltäglich geworden. Jetzt, in den ersten Tagen, im allerersten Staunen, müsstest du hier sein. Also, beeil dich! Ich stelle mir vor, wie wir herumgehen und stehenbleiben und auf alles deuten. Vielleicht sieht dieses Land dann noch einmal ganz anders aus, vielleicht werde ich mich aber auch zum Fremdenführer aufspielen, und plötzlich kommt mir das meiste schon bekannt vor. Bisher ist davon allerdings noch nichts zu spüren, bisher reise ich noch herum und versuche, alles zu notieren, jede Beobachtung festzuhalten. Und weil wir nicht telefonieren können, werde ich dir noch einmal Briefe schreiben; kurze und lange, hastige und ausführliche Briefe: als ob es mich hinter alle Meere verschlagen hätte. Tag für Tag noch einmal diese altmodische Form. Ich schicke dir also Notizen aus einem ungültigen Land.

[8. JANUAR]

Wenn du, solange es noch Zeit ist, durch dieses Land fährst, nach Magdeburg, Halle oder Dresden zum Beispiel, und wenn du unterwegs durch Dörfer oder Landstriche gelangst: Du wirst nicht ankommen. Jedenfalls nicht heute. Es wird gestern gewesen sein – oder vorgestern. Aber du

hast ja gewusst, was dich erwartet. Überall hast du es lesen können: Dies ist das Land mit den vorwärtsgerichteten Parolen und der zurückgebliebenen Entwicklung. Du bist also auf Erinnerungen eingestellt, du bist darauf vorbereitet, noch einmal den allerersten Ausflug zu machen, mit dem Bus fuhr man damals, und den Kopf konnte man, bevor es endlich losging, nicht an die Scheibe lehnen, denn der ganze Bus hat immer so vibriert. Und jetzt erkennst du alles wieder: die leeren Chausseen, die geteerten Stämme der Telegrafmasten und die Dörfer, in denen sich abends das Licht auf den Umkreis einiger Straßenlampen zurückzieht und Gebäude und Menschen von sich abstreift. Auch diese Straßenlampe stammt noch aus einer anderen Zeit, und fast möchte man sie fragen, was hast du denn gemacht, all die Jahre?

Wer in dieses Land fährt, reist nicht allein. Beinahe hält ihn sein Vater noch an der Hand. Er trägt die alten Schuhe, und im Gepäck, zwischen den Pullovern, liegt das Familienalbum der Mutter. Aber ich weiß, dass auch andere herüberkommen werden. Zuerst einmal werden sie klarstellen, in welcher Zeit wir uns eigentlich befinden, denn sie wollen Geschäfte machen, und Geschäfte macht man nur auf der Spitze der Zeit. Sonst könnte man ja den ganzen Osten für die Erinnerung reservieren, für Psychotherapien aller Art, und für die Suche nach der verlorenen Zeit. Man wird also die Uhren stellen und die Schreibtische ausräumen. Aber später erst, jetzt noch nicht. Heute, für den kurzen Augenblick vor dem Einmarsch der Baukolonnen, fährst du durch ein Land ohne Gegenwart.

Was sich gestern, als ich durch die Stadt ging, in meine Erinnerung schob, (es war Sonntag – immer die Sonntage mit ihren leeren Straßen, und nachmittags durfte man zu Hartmanns hinüber, zum Fernsehen, einmal in der Woche; aber das fällt mir erst jetzt wieder ein) – was sich gestern in meine Erinnerung schob, waren diese Modellhäuschen für Spielzeug-Eisenbahnen: Bürgerhäuser mit Erker und Vestibül, Gebäude mit Dachreitern, Mauervorsprüngen, geschweiftem Giebel und mehrfach gegliederten Fassaden. Hier standen sie nun

also auch: etwas beschädigt, vielleicht sogar unbewohnt, auf keinen Fall aber zeitgerecht.

[...]

Das war gestern. Seit heute wohne ich nun also hier im Gästehaus. Heute mache ich meine Pläne. Ich habe also vor, die Einzelheiten dieses »historischen Augenblicks« zu studieren. Aber wie soll das gehen? Im Grunde genommen müsste ich nur zugreifen. Man braucht sich nicht länger zu beschränken, niemand mehr. Im Osten der Zusammenbruch, im Westen der Aufbruch. Das gilt nicht nur für Bauunternehmer und Bankiers, es gilt auch für Journalisten und Fotoreporter. Hier in diesen Städten findet man, was man bisher notdürftig hat erfinden müssen: Informationen, Proklamationen, Sensationen. Überall liegen sie herum, man muss sie nur zusammentragen. Folglich hält man die Kamera bereit, das Mikrofon ist gerichtet. Denn was wird noch alles geschehen, während die alte Ordnung zusammenbricht? Was wird zu sehen sein, wenn die Bevölkerung ihre Arbeitsplätze verlässt und die streng bewachten Gebäude zum ersten Mal betritt? Was wird zu berichten sein, wenn mehr denn je auf den Straßen gefeiert und in den Geschäften gestohlen wird und wenn der Minister zur Hintertür hinausstürzt, den aufgebrachten Menschen aber trotzdem nicht entgeht? Es könnte ja fast eine Revolution sein, über die man berichten darf. Und glücklicherweise spricht man hier auch noch deutsch.

Das gilt für Journalisten, aber gilt es auch für mich? Bisher sitze ich nur in diesem Gästehaus (in »meinem« Appartement) und halte das Notizheft bereit. Es könnte losgehen. Der Koffer ist ausgepackt, der Stadtplan besorgt. Ich bin bereit. Ich bin gewappnet, das vielleicht letzte Abenteuer zu registrieren, das letzte Zucken vor der endgültigen Zivilisation. Aber es geht nicht, ich komme nicht in Fahrt. Das neue Jahr und die ganze unbekannte Stadt sehen mich so erwartungsvoll an, und auf einmal habe ich keine Fragen mehr. Den Gang dieser Revolution will ich beobachten? Schön und gut. Aber womit soll ich beginnen? Mit einem Besuch beim Bürger-Komitee? Mit einer Recherche bei der Polizei? Oder soll ich ein Inter-

view vereinbaren – mit dem Bürgermeister zum Beispiel?

Vielleicht liegt das alles auch nur an diesem nüchternen, geschmacklosen und völlig überheizten Zimmer. Die Heizkörper abzdrehen, nutzt nichts. Es sind die Wohnungen nebenan, über und unter mir, von allen Seiten Hitze, Trägheit, Lähmung. Dem kann man sich nicht entziehen.

Und hier soll ich wohnen? Das ist nicht zu glauben. Hier in diesem Zimmer? Seit ich gestern zum ersten Mal hereingekommen bin, hält es Abstand, es ist auf Distanz gegangen, und aus der Entfernung starrt es mich jetzt an. Ich muss es erst einmal mit mir vertraut machen. Mit einem so verstörten Zimmer im Rücken kann ich nicht hinunter auf die Straße. Vorerst werde ich also nur da sitzen. Es bleibt mir gar nichts anderes übrig; denn wer das Unglaubliche beobachten will, braucht zuerst einmal einen stabilen Platz. Ich starre also auf die Tapeten. Es sind trockene, spröde Tapeten; sie scheinen auch sehr dünn, fast transparent zu sein, ich kann mich anstrengen wie ich will, immer habe ich den Eindruck, unmittelbar einer Wand ausgesetzt zu sein.

Gerade habe ich die Balkontür, zu der es eisig hereinzog, mit einiger Mühe geschlossen. In der Wand steckt nämlich ein Nagel, an dem man die Klinke offensichtlich festzurren soll. So wird das hier gemacht. Im Prinzip wäre gegen ein wenig Kaltluft nichts einzuwenden, wenn sich nur die Balkontür nicht direkt neben dem Tisch befände. Es ist übrigens ein schmaler Tisch; mit Kunststoff ist er beschichtet, ein Feierabend-Tisch, an dem sich bei Bedarf ein Brot oder eine Bockwurst essen lässt. An diesem Tisch werde ich also schreiben, in den nächsten Tagen, den nächsten Wochen, wer weiß?

[9. JANUAR]

[...]

Wie wichtig der Titel ist: Dr. Friedrich Fährmann! Lange habe ich auf dem Stadtplan nach der Friedrich-Fährmann-Allee gesucht. Aber im Straßenverzeichnis war sie weder unter »Fährmann« noch unter »Friedrich« zu finden. Wärs du auf die Idee gekommen, unter »Dr.« zu suchen?

Die Straßen hier in der Gegend sind abends so dunkel, so wenig beleuchtet, dass von den Gesichtern der Passanten nichts zu sehen ist. Man trägt sie als schwarze Scheibe zwischen Mantel und Mütze. So dunkel sind die meisten Straßen in der Stadt. Stattdessen sieht man Sterne; mitten in der Stadt: Sterne!

[10. JANUAR]

Ich habe mit der Arbeit begonnen (mit einer Recherche über die politischen Ereignisse der letzten Wochen). Falls sie als »Revolution« zu bezeichnen sind, dann fragt es sich zum Beispiel, was denn die Polizei dazu sagt. Als ich die Pressestelle betreute, möchte ich gleich das Fenster aufreißen, so dumpf und so ermüdend ist es hier. Der Pressesprecher ist allerdings ein lebhafter Mann: Natürlich, die Ereignisse der letzten Monate, das war eine Revolution, das Volk hat sich erhoben, das ist ganz klar (so klar sieht das offensichtlich nur die Polizei). Mit genaueren Auskünften kann er mir aber leider nicht dienen, denn die Ermittlungsarbeit läuft ja noch.

Und was ist aus den Polizisten geworden, die für die Übergriffe auf Demonstranten verantwortlich sind? – Nun, die leitenden Offiziere wurden vom Dienst suspendiert, ein solches Fehlverhalten muss geahndet werden, wie gesagt: die Ermittlungen sind im Gange. Aber man darf diese Dinge nicht verallgemeinern. Der Polizei als ganzer darf man so etwas nicht anlasten, jeder Staat braucht ja eine Polizei. Und welche Entgleisungen sich die Staats- und Parteiführung erlaubt hat, das wird ja erst allmählich bekannt. Wir sind doch alle betrogen worden. Da darf man gar nicht dran denken. Aber jetzt ist man dabei, eine völlig neue Polizei zu schaffen, sie soll bürger-nah sein, keinen militärischen Charakter haben und vor allem, wie gesagt: Bürgernähe, darauf kommt es an, denn jetzt wird sich zeigen, was in einem wirklichen, einem demokratischen Sozialismus möglich ist. Der Pressesprecher lächelt so hoffnungsfroh, dass ich ein freundliches Nicken nicht unterdrücken kann. Gleich wird er mir erklären, die zukünftige Hauptaufgabe der Polizei bestehe darin, alte Menschen über die Straße zu begleiten.

(Und aus diesem Gespräch soll eine Reportage werden?) Dennoch: ich habe mich mit Gruß und Handschlag verabschiedet, schließlich ist dieser Polizist doch ein liebenswerter Mann. Schon allein, dass es ihm gelingt, in einem so müden Büro wach zu bleiben, wäre eine Auszeichnung wert. Und dass er mir nichts Genaues berichtet hat? Ja was kann denn er dafür?

[11. JANUAR]

Dein erster Brief: Es hatte geklopft (dass die Klingel defekt ist, weiß ich erst jetzt) – es klopft also, und ein Postbeamter hält mir den Brief entgegen. Im ersten Augenblick bin ich etwas alarmiert: Ein Eilbrief, und dieser Mann ist extra deswegen hierher gefahren. Das sieht nach schlechten Nachrichten aus. Aber ein erstes Überfliegen zeigt: alles in Ordnung.

Ich bin die Brunnenstraße hinaufgegangen, an den winzigen Geschäften vorbei, »Leb-smitte« stand in verwaschenen Buchstaben über einem Schaufenster, in dem sich ein rostiger Käfig mit Kartoffeln befand. Und dann diese ruinierten Häuser: Angenagt sind sie alle, von einem Geschwür befallen, von einer grassierenden Seuche infiziert.

Einmal sah ich eine Schlange von Leuten, und es war gar nicht abzusehen, wo sie begann. Ich habe ein Foto gemacht, und man hat mir zugelächelt. Diese geduldigen Menschen haben sich mir zugewandt; sie haben sich aufgerichtet, das Gesicht geradeaus und die Hände vor dem Unterleib gefaltet, als sei ich ein Werbefotograf. Später kam ein Polizist und hat zum Megafon gegriffen; in den freundlichsten Worten hat er versucht, die Leute zu zerstreuen. Was ich allmählich verstand, war, dass dort vorne ein westdeutscher Buchclub eröffnet werden sollte. Allerdings konnte man noch gar nichts kaufen, denn es handelte sich lediglich um ein Informationsbüro. Aber Mitglied durfte man schon einmal werden, für die Zeit danach. All diese Leute wollten also Mitglieder werden: eine mehrere hundert Meter lange Schlange! Und der Polizist rief dazu auf, in den nächsten Tagen wiederzukommen,

das Büro würde ja schließlich den ganzen Monat über geöffnet bleiben. Aber niemand ging, keiner verließ die Schlange. Man hat offenbar so seine Zeichen, und auch wenn alles Lüge ist, den Warteschlangen vertraut man, sie sind ein sicheres Indiz: Hier ist etwas zu holen.

[...]

[12. JANUAR]

Ein zweites Interview: Der Staatsanwalt. Du kannst einfach aufs Gericht gehen und deine Fragen stellen, zumindest, wenn du aus dem Westen kommst und scheinbar mit der Presse zu tun hast. Am Eingang steht zwar ein Polizist, aber wenn er dich kommen sieht, mit hellem Mantel und dunkler Tasche, lässt er dich passieren. Er nickt dir sogar zu. Vielleicht ist das überhaupt das Entscheidende: Während du die Eingangsstufen hinaufgehst, lächelst du gönnerhaft, du wirst also wohl eine Persönlichkeit sein, und so ein Polizist ist froh, dass du ihn überhaupt wahrnimmst.

Im Prinzip kann man sich überall erkundigen. Ich habe es gleich an der ersten Tür versucht; und man rief nicht einfach nur »Ja« oder »Herein«. Nein, eine Sekretärin kam selbst an die Tür und hat mir geöffnet. Ausgesprochen freundliche Sekretärinnen arbeiten hier, sie begegnen einem mit diesem reizvoll gesenkten Blick, die einen Mann erst zum »Mann« machen. Und wenn man sich dann auch noch nach einem Staatsanwalt erkundigt, stellen sie keine weiteren Fragen. Stattdessen wird man ins Besucherzimmer geführt und mit Kaffee versorgt. Milch allerdings, nein, Milch hat man hier keine. Aber dann, nachdem Kaffee und Zucker auf dem Tisch stehen, könnte die Sekretärin – oder vielleicht ist sie auch eine Sachbearbeiterin oder eine Referentin – was auch immer, sie könnte jetzt eigentlich gehen. Warten, das kann ich doch alleine. Aber sie bleibt. Sie steht mit all ihren so entgegenkommenden Blicken im Zimmer; und es ist durchaus nicht so, dass sie nun etwas tut oder sagt, darauf wäre ich ja noch gefasst, nein, sie steht einfach nur an der Tür und zeigt mir ihr dienstbereites Gesicht. Ja, wenn ich genau hinsehe, spricht ihre ganze weibliche Figur von

diesem Entgegenkommen, und schon beginne ich selbst zu glauben, dass ich sie brauchen werde. (Ich weiß: das geht zu weit. »Typisch!« höre ich dich sagen. Halten wir also fest, dass diese typische Konstellation einen historischen Augenblick lang in ihr ursprüngliches Klischee zurückfindet: der fremde, vielleicht sogar weltgewandte Mann und das einheimische, süße Mädchen. Ja, natürlich.) Dabei geht eigentlich nichts Verführerisches von ihr aus, nur diese stille Bereitwilligkeit. Selbst als ich mich im Besucherzimmer umsehe, will sie mir behilflich sein. »Ja, so sieht das noch immer aus«, sagt sie, und was sie damit meint, ist ein kleines, aber etwa sechs Meter hohes Zimmer, vielleicht ist es einmal Teil eines Ganges gewesen. Ich befinde mich in einer Streichholzschachtel, die man ausgerechnet auf die kleinste ihrer Flächen gestellt und dazu noch gelb gestrichen hat. Eine Ecke ist allerdings weiß gekachelt. Dort hat man ein Waschbecken angebracht. An seiner Unterseite ziehen sich die Streifen gelblicher Ablagerungen entlang, und auf dem Beckenrand liegt alt und vertrocknet ein Stück Kernseife. Niemand hat sie benutzt, niemand hat sie weggeworfen.

Und der Staatsanwalt? Was soll ich sagen; er ist ein ruhiger Mann, der eine Strickjacke trägt. Vielleicht wirkt er deshalb wie ein Handwerksmeister. Man hat ihn aus seiner Werkstatt gerufen, und er hat sich nur flüchtig umziehen können. Aber immerhin: dieser Mann ermittelt gegen die ehemaligen politischen Größen des Bezirks und zwar wegen Amtsmissbrauch und Korruption. Am liebsten würde er gegen alle auch noch ein Verfahren wegen Hochverrats einleiten. »Hochverrat?« frage ich erstaunt, und er nickt gelassen. Aber man hat ja keine Beweise in der Hand. Die Angeklagten schweigen, ihre Komplizen auch, die Unterlagen haben sie beseitigen lassen, und jetzt halten sie alle zusammen. Da braucht man gar nicht nachzufragen. Die geben einem immer nur die gleiche Antwort. Da ist nichts zu machen. Absolut nichts.

Und er selbst? Hat er denn als Staatsanwalt nicht auch das alte System gestützt? Nein, so kann man das nicht sagen, er hat Kriminalfälle bearbeitet, Erpressung

zum Beispiel oder Vergewaltigung. Und so was muss doch in jedem Staat bestraft werden; auch die Kollegen im Westen haben ja eigentlich keine andere Aufgabe. Mit denen wird man sich also wohl verstehen. Nein, »das System gestützt«, das wäre nun wirklich übertrieben. Da brauche ich gar nicht weiterzufragen. Er kann mir da immer nur die gleiche Antwort geben. Da ist nichts zu machen, absolut nichts.

[13. JANUAR]

Gruber (der Hausmeister) erwähnt, dass er für ein paar Tage in Kassel war, bei seiner Schwester. Früher war das immer ein Problem, bis die Schwester zu Besuch kommen durfte. Und dann kam sie jedes Mal mit einem Kofferraum voll Kleider, Kaffee, auch mal ein Toaster und solche Sachen. Mensch, hat man sich da vielleicht doof gefühlt, als Bittsteller fast, richtig geschämt. Und wir, was hätten wir denn schon schenken können? Einmal hab ich eignes Briefpapier für sie drucken lassen, mit einen Wasserzeichen, und sie hat es nicht einmal gemerkt. Das ist ihr gar nicht aufgefallen.

[15. JANUAR]

Warum ich nichts über die Verwandten schreibe? Ganz einfach: Ich habe sie noch gar nicht besucht. Mich für eine Stadt zu entscheiden, in der ich einen »persönlichen« Kontakt hätte, war ja eine schöne Idee; aber jetzt bin ich hier, und aus der Nähe betrachtet, klingt das Wort »Verwandtschaft« ziemlich unglaublich. Allmählich muss ich mich mit dem Gedanken befassen, dass es diese Leute tatsächlich gibt. Und nicht nur das. Sie sitzen in ihren Wohnungen und warten auf meinen Besuch (als würde sich jetzt eine Tür öffnen, und man wäre wieder eine große Familie). Ich werde also hingehen müssen. Aber sie werden Fragen stellen. Sie werden vielleicht sogar diskutieren wollen, in jedem Falle werden sie mir Erinnerungen abverlangen, ja, die Tante Hedi, die kenne ich noch, sonntags kam sie immer in ihrem blauen Kleid. Das muss man erst einmal begreifen: dass meine Verwandtschaft nicht einfach nur dazugehört, zu diesem Land. Sie ist ja nicht nur

das Inventar, über das ich mich wundern darf. Sie selbst hat womöglich noch viel mehr zu staunen und zu fragen.

Heute war ich im Archiv der *Rundschau*, der Regionalzeitung der CDU. (Daran muss ich mich erst einmal gewöhnen, dass jede Tageszeitung einer Partei gehört. Es ist so übersichtlich eingerichtet, dieses System von Parteien, die Jahrzehnte lang darum bemüht waren, das gleiche zu tun und zu denken.) Es schien mir allerdings fraglich, ob ich so einfach und ohne weiteres ins Archiv einer Zeitung gelangen würde. Welche Regeln hatte ich zu beachten und welches Losungswort zu flüstern? Ich war auf Schwierigkeiten gefasst, aber offensichtlich existieren augenblicklich weder Regeln noch Losungsworte. Niemand weiß so recht, wie er mir begegnen soll. Ich lasse mich also geradewegs und ohne weitere Erklärung in eine winzige Kammer führen, einen dämmrigen Raum, der durch zwei Regalreihen rechts und links noch dunkler und schmaler geworden ist: das Archiv.

Am Fenster sitzt ein älterer Mann, der, als er mich eintreten sieht, ein winziges Radio ausschaltet. Wie sich herausstellt, kann man das Archiv einsehen, selbstverständlich. Aber so selbstverständlich kann das gar nicht sein, denn dieser Raum ist nicht auf Besucher vorbereitet, es gibt ja nicht einmal Platz für einen einzigen. Und die Zeitungen? Jeweils mehrere Nummern sind zwischen Pappdeckel geklemmt und mit blauen Kordeln verschnürt. Und keine Ausgabe umfasst mehr als acht Seiten. Die Distanz zu den Ereignissen des vergangenen Oktober reduziert sich folglich auf einen Zeitungsstapel von wenigen Zentimetern. In einer Randnotiz ist zunächst von den Aktionen »einiger Rowdies und Krimineller« die Rede, obwohl doch zu dieser Zeit schon die halbe Stadt auf den Beinen gewesen sein muss. Wie lässt sich eine so spärliche Berichterstattung erklären? – Ja, was soll man da sagen? Noch scheint der Archivar über keine Sprachregelung zu verfügen. Er spricht lediglich von »Vorgängen« und »Zwischenfällen«, und die ganze Antwort wird zu einer rhetorischen Irrfahrt. Damals gab es einige vielleicht unverständliche Bedingungen. »Von heute aus betrachtet,

sieht das wieder ganz anders aus«, erklärt der Mann, dann schweigt er unvermittelt und nachhaltig. Ich muss offenbar hartnäckig bleiben. »Sie sprechen von Zensur?«, frage ich schließlich.

Nun ja, das ist so ein Wort..., der Mann setzt sich zu recht, schlägt die Beine übereinander, wendet den Kopf zur Seite und greift, vermutlich ohne es zu registrieren, nach einem Bleistift. Sich Zeit zu lassen, vorsichtig gegenzusteuern, das hat er offenbar gelernt. Und außerdem, was gibt es über die Zensur zu sagen? Der Archivar hebt nun wieder den Kopf, ja, so kann man sich vielleicht am ehesten aus der Affäre ziehen: Man tut ganz harmlos, was soll man viel darüber reden? Die allgemeinen Nachrichten übernahm man doch ohnehin, darauf hatte man keinen Einfluss. Eine Zeitung wie die *Rundschau* war doch nur für den Lokalteil verantwortlich, alles andere kam von ADN. Und schließlich gab es auch einen Chefredakteur. Der hat wohl hin und wieder gebremst: Tragen Sie nicht so dick auf, bereiten Sie uns keine Schwierigkeiten. Dass dies ein unglücklicher Mann war, scheint der Archivar andeuten zu wollen; aber hier, dieser Artikel vom 9. Oktober, der stand ganz am Anfang der Wende. Da hat eine Redakteurin gesagt, wie es ist. »Schluss mit den Lügen«, das ist der Titel, hier sehen Sie. Der Archivar versucht mir die Zeitungsmappe auf den Schoß zu legen, beginnt dann aber, Beistelltisch, Stuhl und einen Hocker so umzugruppieren, dass wir etwas mehr Platz haben. Er bewegt sich so bedächtig, so langsam, dass ich versucht bin, selbst mit Hand anzulegen. Aber ich weiß ja nicht, in welcher Ordnung er das alles bringen will. Immer darauf bedacht, beim Umräumen keinen der Zeitungsstapel von den Regalen zu streifen, berichtet er, dass bisweilen auch ein Mann, den man »Lockenkopf« nannte, in die Redaktion kam. Er war, wie sich herausstellte, ein Mann von der Staatssicherheit, ein geduldiger Mann. Vor allem schien ihn zu interessieren, was der eine oder andere Redakteur mit einer bestimmten Andeutung gemeint hatte; und über die Jahre hat man sich richtig an ihn gewöhnt. Es hieß dann immer nur: »Der Lockenkopf ist wieder da«, aber es ist niemandem je etwas geschehen.

Inzwischen ist der Tisch freigeräumt, wir können ihn also an die Wand rücken. Der Archivar spricht unterdessen immer langsamer und leiser; ist dies noch immer die alte Rücksicht? Es scheint eher, als ob ihm der neue Wortlaut noch nicht von den Lippen wolle, als ob er zwischen den Eisbarrieren der alten Sprache erst mühsam eine Fahrinne bahnen müsse. Und noch etwas fällt auf: Dieser Mann hat Zeit. Erst allmählich begreife ich, dass seine bedächtige Art, das Zimmer umzuräumen, nicht darauf zielt, meine Neugier zu zermürben. Er scheint sich im Gegenteil darauf einzustellen, noch stundenlang mit mir zu reden. Dabei habe ich doch in einer halben Stunde meinen nächsten Termin.

[16. JANUAR]

Jedes Mal, wenn ich den Blick über den Bildschirm hebe, sehe ich auf dieses abrissreife Haus. Das heißt: ich sehe zu meinem Fenster hinaus und zu den gegenüberliegenden Fenstern wieder hinein, so als wäre der Blick gar nicht im Freien gewesen. Es sind staubige, zersprungene, zerschlagene Scheiben, hinter denen sich zwei Kartons, ein letzter Stuhl, ein paar Stangen oder Bretter abzeichnen. Wenn ich wenigstens auf die Straße hinuntersehen könnte, auf ein paar Autos, ein paar Menschen, ein paar Bewegungen! Aber das alles gleitet unter meinem Blickfeld hindurch und will mir vortäuschen, ich sei allein und verlassen. Natürlich könnte ich auf den Balkon hinaustreten und mich vom Gegenteil überzeugen.

Die Zeichen stimmen nicht überein! Ich bin ein wenig durch die Stadt gefahren, mit der Straßenbahn nach Mühlheim hinaus (15 Pfennig kostet das!). Unterwegs sah ich Leute, die vor einer Villa standen, und ich konnte mir nicht erklären, warum sie dort so zahlreich warteten. Die Schlange zog sich durch den Garten bis auf die Straße hinaus, ruhig, geduldig, farblos. Wie immer.

Aber warum standen so viele Leute dort? Schließlich erkannte ich ein kleines Schild am Gartentor: »Staatsbank«. Das »West-Geld« also! Hier durften 100 Ost-Mark zum Kurs von 1:1 getauscht werden (auf dem Schwarz-

markt bezahlt man gegenwärtig 1:12!). Man nutzt massenhaft die Gelegenheit, das ist nichts Neues. Allerdings hätte ich im Bedarfsfalle diese Bank niemals gefunden. Nach breiten Glasflächen und einer Leuchtreklame hätte ich Ausschau gehalten, aber doch nicht nach einer zerfallenen Villa...